

ROBERT LOUIS STEVENSON

Die



Schatz



ROMAN

insel

VOLLSTÄNDIGE AUSGABE

Als Jim Hawkins eines Tages in den Besitz einer geheimnisvollen Schatzkarte gelangt, beginnt das Abenteuer seines Lebens. Zusammen mit seinen Freunden Dr. Livesey und dem Friedensrichter Trelawney begibt sich der mutige Junge auf eine gefährliche Reise auf der Hispaniola in die Südsee – doch sie sind nicht die einzigen, die es auf den sagenumwobenen Goldschatz des berüchtigten Piratenkapitäns Flint abgesehen haben: Denn auf dem Schiff hat auch die halbe ehemalige Mannschaft dieses Korsaren angeheuert, unter ihnen der einbeinige Long John Silver ...

Die Schatzinsel, erstmals 1883 erschienen, begeistert seit Generationen jung und alt; und es gibt wohl kaum einen Leser, der diesen spannenden Abenteuerroman nicht von der ersten bis zur letzten Seite verschlungen hat.

Robert Louis Stevenson, geboren am 13. November 1850 in Edinburgh, ist am 3. Dezember 1894 in Apia/Samoa gestorben.

insel taschenbuch 4338
Robert Louis Stevenson
Die Schatzinsel



ROBERT LOUIS STEVENSON

Die Schatzinsel

Roman

Aus dem Englischen
von Karl Lerbs

Insel Verlag

Mit Illustrationen von Harald Pyle

Umschlagabbildungen: Russell Kaye und Sandra-Lee Phipps/
Getty Images, Archiv für Kunst und Geschichte

insel taschenbuch 4338

Erste Auflage 2014

Insel Verlag Berlin 2014

© der deutschen Ausgabe Insel-Verlag Leipzig 1936

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36038-4

Robert Louis Stevenson

Die Schatzinsel

An den zögernden Käufer

Wenn Seemannsgarn zu guten Seemannsweisen
von Glut und Kälte, Stürmen und Passaten,
von Schiffen, Inseln, Abenteuerreisen,
von Ausgesetzten, Schätzen und Piraten,
kurz, all der Zauber alter Heldentaten,
wie er von je mein ganzes Herz bezwungen,
berichtet nach der Weise der Janmaaten,
auch euch noch reizt, ihr neunmalklugen Jungen:

so lauscht mir denn! Doch war ich zu vermessen,
will keine Sehnsucht mehr sich offenbaren,
seid ihr zu nüchtern, habt wohl gar vergessen,
wer Kington, Ballantyne und Cooper waren,
für die ich einst geschwärmt in jungen Jahren:
so sei's. Dann will ich schweigend und bezwungen
mit einem Helden in die Grube fahren,
die sie und ihre Werke längst verschlungen.

Erstes Buch:
Der alte Freibenter



Erstes Kapitel:
Der alte Seebär im ›Admiral Benbow‹

Friedensrichter Trelawney, Doktor Livesey und die anderen Herren, die an unseren Abenteuern teilnahmen, haben mich damit beauftragt, die ganze Geschichte von der Schatzinsel aufzuzeichnen, mit allen Einzelheiten, und nichts geheimzuhalten als nur die Lage der Insel – und auch das nur, weil dort noch ungehobene Schätze liegen. So ergreife ich denn im Jahre des Heils 17.. die Feder und wandere im Geiste bis zu der Zeit zurück, da mein Vater noch Wirt in der Schenke ›Zum Admiral Benbow‹ war und der braungebrannte alte Seemann mit der Säbelnarbe auf der Backe zu uns kam, um sich unter unserem Dache anzusiedeln.

Ich sehe ihn noch vor mir, als wäre es gestern gewesen, wie er schweren Schrittes auf die Schenkentür zuschaukelte, seine Seemannskiste auf einem Schiebkarren hinter sich: ein hochgewachsener, starker, schwerer, nußbraun gebrannter Mann: Sein Seemannszopf – Schweineschwanz nennen ihn die Wasserratten – baumelte ihm über die Schulter auf den fleckigen blauen Rock herab; seine Hände waren rissig und narbig, mit schwarzen, brüchigen Nägeln; und die Säbelnarbe auf seiner Backe leuchtete in einem schmutzighalen Weiß. Ich sehe noch, wie er dastand und sich in der Bucht umblickte und dabei vor sich hin piffte und wie er dann plötzlich das alte Schifferlied sang, das wir später so oft von ihm hörten:

»Fünfzehn Mann auf des
Toten Truh,
jo, ho, ho, und ’n Buddel voll Rum«

– mit einer hohen, wackeligen Greisenstimme, die klang, als wäre sie auf Spillspaken gestimmt und dabei zerrissen. Dann trommelte er mit seinem Knüppel, der aussah wie eine Handspake, an die Tür, und als mein Vater kam, verlangte er barsch ein Glas Rum. Es wurde ihm gebracht, und er trank es langsam, wie ein Kenner schlürfend und den Geschmack auskostend; dabei sah er sich noch immer um, betrachtete die Klippen und blickte zu unserem Wirtshausschild empor.

»Das ist 'ne gemütliche Bucht«, sagte er schließlich, »und 'n nett gelegener Grogladen. Viel Kundschaft hier, Kamerad?«

»Nein«, antwortete mein Vater, »nur sehr wenig Kundschaft, leider nur sehr wenig.«

»Na schön«, sagte er, »das ist der richtige Liegeplatz für mich. He, du da, Kamerad«, rief er dem Mann zu, der den Schiebkarren bugsierte, »komm mal längsseit und bring meine Kiste an Bord. – Ich will hier mal 'ne Weile bleiben«, redete er weiter. »Ich bin kein schwieriger Kostgänger; Rum und Schinken und Eier – mehr brauche ich nicht, und dann die Klippe da, wo ich nach Schiffen ausgucken kann. Wie Ihr mich anreden sollt? Ihr könnt Käptn zu mir sagen. Ach so, ich weiß, worauf Ihr aus seid. Da!« Und er warf drei oder vier Goldstücke auf die Schwelle. »Sagt mir Bescheid, wenn ich das da aufgefressen habe«, sagte er und sah so grimmig aus wie ein Admiral.

Und man muß wirklich sagen: So schäbig er gekleidet war und so ungeschliffen er auch redete – er sah nicht aus wie einer, der vor dem Mast gefahren ist; vielmehr hätte man ihn für einen Steuermann oder kleinen Kapitän halten mögen, der gewohnt ist, Gehorsam zu finden oder dreinzuschlagen. Der Mann, der den Karren schob, erzählte uns, der Fremde wäre gestern morgen vor dem ›Royal George‹ aus der Post-

kutsche gestiegen und hätte sich erkundigt, was für Gasthäuser es hier an der Küste gäbe. Als er dann von unserer Schenke hörte (Gutes, nehme ich an) und vernahm, daß sie einsam lag, hatte er sie sich als Liegeplatz auserkoren. Soviel konnten wir über unseren Gast in Erfahrung bringen, aber mehr auch nicht.

Er war, offenbar aus Gewohnheit, ein sehr schweigsamer Mann. Den ganzen Tag trieb er sich, mit einem Messingfernrrohr bewaffnet, am Ufer oder auf den Klippen herum; den ganzen Abend saß er in einer Ecke der Gaststube am Feuer und trank seinen Grog aus viel Rum und wenig Wasser. Wenn er angeredet wurde, antwortete er meistens gar nicht, sondern sah nur plötzlich mit einem grimmigen Blick auf und trompetete durch die Nase einen Laut, der wie ein Nebelhorn klang; und wir und unsere Gäste merkten bald, daß es am besten war, ihn in Frieden zu lassen. Jeden Tag, wenn er von seinen Streifereien heimkam, fragte er, ob draußen auf der Landstraße irgendwelche Seeleute vorbeigekommen wären. Zuerst meinten wir, er sehnte sich nach der Gesellschaft von Leuten seiner Art; schließlich aber merkten wir, daß er gerade diese Gesellschaft meiden wollte. Jedesmal, wenn im ›Admiral Benbow‹ ein Seemann einkehrte (was dann und wann geschah, da wir an der Küstenstraße nach Bristol lagen), musterte unser Gast den Ankömmling durch den Türvorhang, bevor er die Schankstube betrat; und man konnte sich drauf verlassen, daß er sich mäuschenstill verhielt, solange der andere im Hause war. Daran war nun freilich wenigstens für mich nichts Geheimnisvolles; denn in gewissem Sinne regten solche Besuche mich gradeso auf wie ihn. Er hatte mich nämlich eines Tages beiseite genommen und mir für jeden Monatsersten ein silbernes Vierpennystück versprochen, wenn ich wie ein Luchs aufpaßte, ob ein See-

mann mit nur einem Bein käme: Im Augenblick, wo der auftauchte, sollte ich ihn verständigen. Oft genug mußte ich's erleben, daß er am Monatersten, wenn ich nach meinem Gehalt fragte, nur durch die Nase trompetete und mich anglotzte, daß mir die Sprache wegblieb; aber das war nicht weiter schlimm. Noch bevor die Woche zu Ende war, besann er sich eines Besseren, brachte mir mein Vierpennystück und schärfte mir erneut ein, nach dem Seemann mit dem einen Bein Ausschau zu halten.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß dieses stelzfüßige Schreckbild mich bis in meine Träume verfolgte. Wenn in stürmischen Nächten der Wind das Haus wie mit Fäusten schüttelte und die Brandung brausend und donnernd an der Bucht dahin- und die Klippen hinanfuhr, sah ich ihn in tausend Gestalten und tausend Teufelsfratzen. Bald fehlte ihm das Bein bis zum Knie, bald gar bis zur Hüfte; oft aber war er auch ein Mißgebild, das überhaupt nur ein einziges Bein hatte, und das auch noch in der Mitte des Leibes. Das Geschöpf sprang und rannte und verfolgte mich über Hecken und Gräben, und es waren die gräßlichsten Angstträume, die ein Mensch nur haben kann. Kurz, ich mußte mir mein monatliches Vierpennystück mit diesen nächtlichen Schreckbildern teuer genug erkaufen.

Während nun aber das Gespenst des einbeinigen Seemannes mir so furchtbar zu schaffen machte, hatte ich vor dem Kapitän selbst viel weniger Angst als irgendwer von den anderen. An manchen Abenden trank er mehr Grog, als er vertragen konnte; dann saß er wohl da und sang seine gottlosen, wilden alten Seemannslieder, ohne sich um irgendwen zu kümmern; zuweilen aber schrie er auch nach einer Runde für alle Gäste und zwang die zitternde Gesellschaft, seinen Geschichten zuzuhören oder im Chor seine Lieder mitzu-

singen. Oft habe ich gehört, daß von dem ›Jo, ho, ho, und 'n Buddel voll Rum‹ das ganze Haus bebte; alle Nachbarn sangen mit, als ginge es ums liebe Leben, und einer brüllte noch lauter als der andere, um nicht unliebsam aufzufallen. Denn in solchen Fällen – oder Anfällen – war er der ungemütlichste Kumpan, der uns je zu Gesicht gekommen war; er knallte mit der Hand auf den Tisch, und niemand durfte mehr ein Wort sagen; er bekam einen wahren Wutanfall, wenn jemand eine Frage stellte – manchmal aber auch deshalb, weil *keine* Frage gestellt wurde und er daher meinte, wir hätten seiner Geschichte nicht mit gebührender Aufmerksamkeit gelauscht. Auch durfte keiner von den Gästen die Schenke verlassen, ehe er sich nicht schläfrig getrunken hatte und ins Bett schlingerte.

Vor seinen Geschichten hatten die Leute am meisten Angst. Schauerliche Geschichten waren es: vom Hängen und vom Plankengehen (das ist die Art, wie einst die Seeräuber ihren Opfern über Bord zu helfen pflegten), von Stürmen auf See und den Trockenen Tortugas, von wüsten Missetaten und von den Häfen an der südamerikanischen Nordküste. Wenn man ihn so hörte, so mußte er ja wohl sein ganzes Leben unter den ruchlosesten Verbrechern zugebracht haben, die der Herrgott je zu Wasser gelassen hat; und die Sprache, in der er diese Geschichten erzählte, entsetzte unsere biederen Landbewohner beinahe ebensowohl wie die Untaten, von denen sie da hören mußten. Mein Vater sagte immer, unser Gasthaus würde dabei zugrunde gehen, denn die Leute würden es bald satt haben, herzukommen, nur um sich schurigen und niederbrüllen und nachher zähneklappernd ins Bett schicken zu lassen; in Wahrheit aber, glaube ich, brachte der Kapitän uns Nutzen. Die Leute waren wohl im Augenblick entsetzt, aber hinterher, in der Erinnerung, gefiel es

ihnen ganz gut; es brachte eine angenehme Aufregung in das ruhige Landleben; und unter den Jüngeren gab es sogar eine Gruppe, die so tat, als bewundere sie ihn. Sie nannten ihn einen ›echten Seebären‹ und einen ›richtigen alten Salzhering‹ und was dergleichen Namen mehr waren, und sagten, er wäre einer von der Sorte, die England zur See so furchtgebietend machte.

In einer Hinsicht freilich sah es so aus, als wollte er uns zugrunde richten: Er blieb Woche auf Woche und schließlich Monat auf Monat, so daß die paar Goldstücke längst verzehrt waren; und nie konnte mein Vater sich ein Herz fassen und weitere Bezahlung verlangen. Wenn er je einmal davon anfang, trompetete der Kapitän so laut durch die Nase, daß man wohl schon von einem Brüllen reden durfte, und glotzte meinen Vater buchstäblich aus dem Zimmer. Ich habe gesehen, wie der nach einem solchen Hinauswurf die Hände rang, und ich glaube, der Ärger und die Angst haben sein frühes und trauriges Ende sehr beschleunigt.

In all der Zeit, da er bei uns wohnte, tat der Kapitän nicht das mindeste für seine Kleidung; nur einmal kaufte er von einem Hausierer ein Paar Strümpfe. Als seine Hutkrempe sich auf einer Seite gelöst hatte, ließ er sie hinfort einfach baumeln, obwohl ihm das bei Windwetter sehr lästig war. Deutlich sehe ich noch seinen Rock vor mir, auf den er droben in seinem Zimmer mit eigener Hand Flicker nähte und der schließlich aus lauter Flicker bestand. Er schrieb oder bekam nie einen Brief, und er sprach nie mit einem Menschen außer mit unseren Nachbarn und auch mit denen eigentlich nur, wenn er betrunken war. Keiner von uns hatte je in das Innere der großen Seekiste geblickt.

Nur ein einziges Mal geriet er an den Unrechten, und das war in der Zeit, als bei meinem armen Vater der Kräfteverfall

eintrat, der schließlich zum Tode führte. Doktor Livesey kam am Spätnachmittag, um nach dem Kranken zu sehen, ließ sich von meiner Mutter eine kleine Mahlzeit geben und ging dann in die Gaststube, um eine Pfeife zu rauchen, bis sein Pferd aus dem Dorfe hergebracht wurde; denn der alte ›Benbow‹ hatte keine Stallung. Ich ging ihm nach und erinnere mich noch, wie sehr mir der Gegensatz auffiel: hier der sorgfältig gekleidete, fröhliche Arzt mit der schneeweißen Puderperücke, den lebhaften schwarzen Augen und den liebenswürdig gewandten Umgangsformen; dort das derbe und lärmende Landvolk, vor allem aber unser schmieriger, plumper, triefäugiger Hauspirat, der schon wieder einen ordentlichen Rumrausch hatte und mit den Armen auf den Tisch gelümmelt da saß. Plötzlich begann er – ich meine den Kapitän – sein unvermeidliches Lied zu grölen:

»Fünfzehn Mann auf des Toten Truh,
jo, ho, ho, und 'n Buddel voll Rum.
Versoffen und beim Deubel ist die ganze Crew,
jo, ho, ho, und 'n Buddel voll Rum!«

Zuerst hatte ich mir unter ›des Toten Truh‹ immer die große alte Seekiste vorgestellt, die er droben im Vorderzimmer hatte, und diese Vorstellung mengte sich in meine Schreckträume von dem gespenstischen einbeinigen Seemann. Damals aber achteten wir alle schon längst nicht mehr auf das Lied; der einzige, der es noch nicht kannte, war an jenem Abend Doktor Livesey, und auf ihn machte es offenbar keinen sonderlich angenehmen Eindruck, denn er blickte einen Augenblick richtig ärgerlich hinüber. Dann wandte er sich wieder dem alten Gärtner Taylor zu, mit dem er sich über ein neues Heilmittel für das Reißen unterhielt. Der Kapitän er-

heiterte sich inzwischen sichtlich an seiner eigenen musikalischen Darbietung und knallte schließlich die Hand auf den Tisch, mit der Gebärde, deren Bedeutung wir alle kannten: Sie verlangte Ruhe. Alle Stimmen verstummten sofort – bis auf eine: die des Arztes; der redete weiter wie bisher, mit seiner klaren, freundlichen Stimme, und tat nach jedem Wort oder jedem zweiten Wort einen kräftigen Zug aus der Pfeife. Der Kapitän glotzte ihn eine Weile an, knallte dann abermals auf den Tisch, glotzte noch zorniger und brüllte schließlich mit einem greulichen, gemeinen Fluch: »Ruhe an Deck dahinten!«

»Redet Ihr mit mir, Sir?« fragte der Doktor – und als der Raufbold, mit einem neuen Fluch, ihm mitgeteilt hatte: ja, er rede mit ihm, bemerkte er: »Dann hab ich Euch nur einen einzigen Satz zu sagen: Wenn Ihr weiterhin so beim Rum bleibt, wird die Welt bald um einen ungewaschenen Lumpenhund ärmer sein.«

Die Wut des alten Freibeuters war fürchterlich. Er sprang auf und zog ein Klappmesser aus der Tasche, wie es die Seeleute tragen, öffnete es, wog es auf der Handfläche und drohte, er werde den Doktor damit an die Wand nageln.

Doktor Livesey rührte sich nicht einmal. Er antwortete wie vorher, über die Schulter hinweg und in ganz unverändertem Ton, ziemlich laut, so daß jeder im Raum es hören konnte, aber völlig gelassen und ohne Schwanken:

»Wenn Ihr das Messer nicht augenblicklich in die Tasche steckt, so habt Ihr mein Wort darauf, daß Ihr beim nächsten Gerichtstag baumeln sollt.«

Danach lieferten sie sich einen Zweikampf mit Blicken, aber der Kapitän gab bald klein bei, steckte sein Messer weg und setzte sich wieder hin, knurrend wie ein geprügelter Hund.

»Und nun noch eins, Sir«, redete der Doktor weiter. »Da ich jetzt weiß, daß ein Bursche wie Ihr hier in meinem Bezirk ist, werde ich Tag und Nacht ein Auge auf Euch haben, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ich bin nämlich nicht nur Arzt, ich bin auch Amtsperson; und höre ich jemals auch nur einen Hauch von Beschwerde über Euch, und wenn's auch nichts weiter als eine kleine Unhöflichkeit wie die heute abend ist, dann hab ich ausgezeichnete Mittel zur Verfügung, um Euch verfolgen und hier herausholen zu lassen. Merkt Euch das!«

Bald darauf wurde Doktor Liveseys Pferd vorgeführt, und er ritt heim. Der Kapitän aber war an jenem Abend und an vielen darauf folgenden Abenden ein friedlicher Mann.

Zweites Kapitel: Der Schwarze Hund taucht auf und verschwindet wieder

Nicht lange danach begab sich das erste der rätselhaften Ereignisse, durch die wir schließlich wenigstens den Kapitän – wenn auch, wie man sehen wird, nicht seine Angelegenheiten – los wurden. Es war ein bitterkalter Winter mit langen, harten Frostwochen und schweren Stürmen, und wir wußten von vornherein, daß mein armer Vater wenig Aussicht hatte, das Frühjahr noch zu erleben; er wurde täglich schwächer, und auf meiner Mutter und mir lastete alle Arbeit und Sorge für das Gasthaus. So hatten wir alle Hände voll zu tun, auch ohne daß wir unserem ungemütlichen Kostgänger viel Aufmerksamkeit widmeten.

So kam ein Januarmorgen, ein trüber, grimmiger, schneidend kalter Morgen. Grauer Rauhreif bedeckte die ganze

Bucht, eine schwache Brandung klatschte sacht auf die Ufersteine, die Sonne stand noch tief und weit seewärts, und ihr Glanz berührte kaum die Hügelspitzen. Der Kapitän war früher aufgestanden als sonst und hatte sich schon am Ufer hin in Marsch gesetzt. Sein Entermesser baumelte unter den breiten Schößen seines alten blauen Rockes, das Messingfernrohr trug er unterm Arm, den Hut hatte er tief ins Genick geschoben. Ich erinnere mich noch, daß sein Atem wie Rauch in seinem Kielwasser hing, als er abzog; so bog er um die Ecke beim großen Felsen, und der letzte Laut, den ich von ihm vernahm, war ein lautes, entrüstetes Schnauben, als weilten seine Gedanken noch immer bei Doktor Livesey.

Na schön. Mutter war droben bei dem Kranken, und ich deckte eben den Frühstückstisch für die Rückkehr des Kapitäns, als sich die Gaststurentür auftat und ein Mann hereinkam, den ich nie zuvor erblickt hatte. War ein blasser, ein bißchen schwammig aussehender Kerl, dem an der linken Hand zwei Finger fehlten; und wenn er auch ein Entermesser trug, so sah er doch nicht eben kampfbegierig aus. Ich paßte immer besonders scharf auf Seeleute, ob sie nun ein Bein oder zwei Beine hatten, und der da kam mir sonderbar vor. Man hätte ihn nicht für einen Seemann gehalten, und doch war irgendwie Salzwasserwitterung um ihn.

Ich fragte ihn, was ihm zu Diensten stünde, und er bestellte Rum. Als ich indessen hinaus wollte, um das Getränk zu holen, setzte er sich auf einen Tisch und winkte mich heran. Ich blieb stehen, wo ich stand, meine Serviette in der Hand.

»Komm her, mein Jungchen«, sagte er. »Komm doch mal 'n bißchen näher!«

Ich trat einen Schritt näher.